Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1916

189 (15.8.1916) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Unterhaltungs-Beilage.

Heiße Schlacht.

Südlich der Somme, August 1916.

Unbarmherzig brennt die Julisonne auf das Schlachtfeld an der Somme herab. Aus einem lachenden blauen Himmel — als ob ihn das Stöhnen und Sterben der Erde da unten nicht rührte. Ausgetrocknet liegen die Felder da, auf denen das goldene Korn sich den Schnittern neigte. Aber es sind keine Schnitter da als jener Eine mit der Hippe, dessen Ernte reich und in dichten Schwaden fällt. Diese Schlacht ist eine Schlacht des Sommers, der Hitze, der Glut, der Dürre, des Durstes. Niemals trank die Erde so gierig Menschenblut als in dieser heißen Somme-Schlacht.

Da kommt auf der weißen Landstraße ein Trupp Verwundeter anmarschiert. Langsam — stumm — einige mit verstörten Blicken — andere mit einem Zuge des Glücks auf ihren grauen Gesichtern. Die müden Füße wirbeln den weißen Staub von der Straße, der in einer dichten Wolke hinter ihnen herzieht. Die weißen Verbände mit den blutroten Flecken leuchten in der Sonne. Auf manchen Flecken sitzen Fliegen. In die graue Staubschicht auf den Gesichtern furcht der Schweiß seine glänzende braune Linie.

Alles auf diesem Schlachtfeld hier ist grau, weiß, trocken, dunstig, glutzitternd. Die Bäume und Wiesen und Gärten, alle ihre Blätter sind leblos grau wie Metall. Die roten Dorfhäuser, die grünen Fenster, die schwarzen Beeren an den Sträuchern — alles Lebendige und Tote ist eingehüllt in einen dichten grauen Mantel von Staub. Nur die schwarze Somme fließt träge und satt durch ihr Moor-Bett. Aber sie ist nur schmal. Und das grüne Schilf und die Weiden an ihren Ufern sind auch längst ergraut. Manchmal zieht ein Wind über diese traurige Ebene der Picardie — er wälzt hohe graue Säulen über die Felder. Wenn zwei Wagen sich auf der Landstraße begegnen, gibt es dicke Staubwirbel, die lange anhalten.

Auf diesen ausgedörrten Aeckern, in dieser flimmernden Sonne, in einem unregelmäßigen Halbkreis von 40 Kilometer Länge raucht und brüllt seit Wochen die vierte große Durchbruchsschlacht des Westens. Vor uns — zu unseren Füßen — liegt nur ein schmales Glied dieses Feuerringes, die Front von Soyécourt bis Berny. Aber es ist eines seiner wichtigsten Glieder. Wie die Engländer oben bei Pozières anrennen, um den spitz an unsere Linie vorgeschobenen Keil seitlich zu erweitern, so die Franzosen hier bei Estrée und Déniecourt. Da liegt sie vor uns, die Schlacht, die den Krieg entscheiden soll. Wie viele Schlachten sahen wir so vor uns liegen — im Frühling und im Herbst. Dies ist die Schlacht des Sommers, der reifen Kornfelder. Ist das die letzte?

Da liegt Déniecourt-Schloß, Wald und Dorf. Die Waldruine wird seit heute früh mit Brandgranaten beschossen. An zwei Stellen brennt der Wald lichterloh. Es befinden sich noch Gräben und Menschen in diesem Wald. Die sollen ausgeräuchert werden. Graue schwarze Riesenwolken wälzen sich über die Brandstätte hin und können durch die Hitze der Erde den Weg nach oben nicht finden. — Aber auch Estrée brennt und das weiße Berny. Die alte Römerstraße mit der hohen Pappelreihe raucht. Ein Kornfeld brennt und eine Zuckerfabrik. Alles brennt — von Vermandovillers bis nach Barleux hinauf — ein dichter, breiter Kranz. Ist es Rauch, Staub, Gas, Feuer? Die Erde erbricht sich. Der Himmel singt von Fliegern. Es ist immer dasselbe — und darum immer grauenvoller — diese moderne Schlacht: Wirkungsschießen, Zielschießen, Sperrfeuer hin und her — Sturmangriff, Gegenangriff auf beiden Seiten. Es ist kein Kampf um Land und Sieg, es ist eine Blutpumpe.

Jetzt tauchen vorn am linken Ausgang von Estrée die roten Spritzen der Schrapnells auf. Das bedeutet Angriff. Von wem? Wir sehen nichts. Das Telephon hier oben weiß auch nichts. Seit einer Stunde sind die vordersten Strippen der Leitung gerissen. Wir sehen nur den grauen Riesenbrand und schaudern in dem Gedanken, daß dort vorn in der Gluthitze zwischen Eisen, Staub und Feuer Menschen Auge in Auge gegeneinander ringen.

Der Brand der Einschläge wälzt sich bis an unser Dorf. Hier wohnten vor Wochen noch hundert französische Familien — arbeitsam, friedlich, in jener Ungestörtheit durch die Nähe der Front, die einen immer wieder bei diesen Unglücklichen erschüttert. Jetzt sind sie geflüchtet — vor den Granaten ihrer Landsleute. Und ihre mühsam bebauten fruchtstrotzenden Felder gehen in den Flammen französischer Fliegerbomben auf.

Draußen auf offenem Felde feuert eine deutsche Batterie. Ueber ihr kreisen singend zwei feindliche Flieger — ein großes Kampfflugzeug und ein leichter Beobachter, der mit einem Funkenapparat das feindliche Feuer auf unsere Geschütze leitet. Ungeachtet der nahen Einschläge, die die Batterie zeitweise in dichten Rauch hüllen, feuern unsere Leute weiter. Sie dürfen sich um die verhaßten Vögel da oben nicht kümmern, denn unsere Infanterie hat unter allen Umständen dichtes Sperrfeuer verlangt. Wir sehen die Leute aus ihren Unterständen springen, feuern und wieder verschwinden. Die Sonne liegt blank auf den grauen Stahlrohren, die so heiß vom Feuern sind, daß keine Hand den Verschluß berühren kann. Die Leute arbeiten schweißtriefend, halbnackt. Der Gegner „vergast" die Batterie — bläuliche Gaswolken, die sich nur langsam verziehen, hüllen die Feuerstelle ein. Die Kanoniere arbeiten in Gasmasken weiter. In regelmäßigen Salven krachen ihre vier Geschütze nach Estrée hinüber — mit allen anderen Batterien ringsum einen dichten Eisenvorhang vor die feindlichen Gräben legend.

Ungestört kreisen die beiden Raubvögel noch immer über ihren Opfern, die sie nicht mit Krallen erwürgen, sondern mit kleinen Ziffern und Zahlen, die sie zur französischen Feuerleitung hinunterfunken. Aber jetzt wird das Singen in den Lüften lauter. Zu den melodischen Sirenen der Franzosen gesellt sich das dunkle Brummen und Knurren der deutschen Motore. In dem blendenden Sonnenlicht — hoch über 2000 Meter — sind nur wenige Apparate zu erspähen. Dafür hört man jetzt deutlich das Klackern des Maschinengewehrs einsetzen — in kurzen abgebrochenen Stößen. Der Kampf im Aether beginnt.

Eine Staubwolke naht auf der hinter uns liegenden Chaussee — eine graue rauchende Schlange — ein Bataillon, das nach vorn in den Kampf zieht. Tausend neue graue Stahlhelme tauchen aus der Wolke auf. Diese Helme sind schwer, besonders bei der Sonnenglut von heute, aber sie sind ein meisterhaft gearbeiteter Schutz. Jetzt kommen sie näher. Der weiße Staub liegt dick auf ihren Körpern, den Tornistern, den kleinen Postkartons, die rings am Gürtel hängen. Grüße aus der friedlichen Heimat — morgen hängen Handgranaten an derselben Stelle. Diese Leute lösen zum zweiten Mal in diesem Abschnitt ab. Sie wissen, was ihrer vorn harrt. Diese Leute, von denen auch die jüngsten längst zu Männern geworden sind, brauchen keine Musik, keinen Gesang, keine Prediger und keine aufpeitschenden Tagesbefehle. Stumm wandern sie an ihre Pflicht — hart gegen die Welt, härter gegen sich selber.

Plötzlich erhebt sich ein Rauschen über uns. Eine Granate? Ein Zug von Vögeln? Wir können zuerst nichts entdecken in der heißen blendenden Sonnenluft. Plötzlich — das Blut erstarrt — ein brennender Flieger. Ein weißer Flieger in voller Schleifenfahrt nach unten. Aber die ganze hintere Hälfte seines Apparates ist eine sprühende gelbe Flamme, die durch den Strom der Luft rauschend nach hinten flattert. Der Flieger rutscht nicht ab. Er überschlägt sich nicht. Ein brennender Sonnengott — stürmt er hernieder zur Erde. Zitternd stehen wir. Wann hat es ihn erreicht? Wann läßt er los? Wann stürzt er hernieder? Wie? Was? Jetzt schießt er zwei Leuchtkugeln ab — bittend, flehend, verzweifelnd. Wer kann ihm helfen? Näher kommt das brennende flatternde Rauschen. Alles hält den Atem an. Eine unheimliche Stille — als ob die große Millionenschlacht für eine Sekunde stockte. Jetzt löst sich etwas aus dem brennenden Vogel — ein Mensch stürzt herab aus 1000 Metern — ein schwarzer Punkt — ein totes Häuflein — mitten im Kornfeld. Aber der andere, der richtige — er muß noch immer lebendig an seinem Rade sitzen und lenken. Noch einen Bogen dreht er, steil und elegant. Jetzt rauscht er durch die Luft wie tausend Kraniche. Unser ganzer Körper bebt. Da bricht der stolze Sonnenvogel auseinander. Ein Flügel flattert lahm und langsam in der Luft wie kohlendes Papier. Der Rest schießt steil ins Feld. Eine Säule von Staub wirbelt auf und hüllt ihn ein.

Dr. Adolf Köster, Kriegsberichterstatter.

Aus Feldpostbriefen.

Die Toten stehen auf! wird der Magdeburger „Volksstimme" von einem Magdeburger Parteigenossen von der Ostfront geschrieben:

„Was wißt ihr daheim vom Kriege! Der graue Alltag hält euch längst wieder fest: Ihr barmt ob eurer beschränkten Lebensweise, macht in diesem ungeheuren Weltgeschehen die wunderbare Organisation der Partei kaputt — und im Osten und Westen stehen eure Brüder im Entscheidungskampfe dieser ungeheuren Revolution, bluten und darben und begreifen, daß sie aushalten müssen in Not und Tod. Was uns eine einzige Woche bringt, soll hier kurz erzählt werden: Wir lagen in Reserve. Eben vom Arbeitsdienst zurück, wollten wir uns zur Ruhe legen, als alarmiert wurde. Das Landwehrkorps links lag unter Trommelfeuer. Schnell bezogen wir am 2. Juli, einem strahlenden Sonntag, ein Lager bei B . . . Eine fürchterliche Kanonade ließ uns unter unseren Zelten von Krieg — und Frieden fabeln. Morgens 4 Uhr rückten die Kompagnien in Bereitschaft. Ein heftiger Kampf tobte auf der ganzen Front, langsam und träge gingen die Stunden, der blutige Tag dahin, nicht aber das Schlachten. Unaufhörlich sausten Granaten durch die Lüfte, Minen flogen herüber und hinüber: Es trommelte! Zum Ueberfluß setzte die Nacht zum 4. Juli ein Juligewitter ein, wie ich es schwerer noch nicht erlebte. Es war, als ob die Welt unterginge. Mit großen, fragenden Augen standen die Männer in Sturm und Regen, schutzlos, und warteten auf den Tod, der reiche Ernte hielt. Das kann kein Mensch in Töne und Worte kleiden, was hier Natur und Mensch erreichten. Derweil waren die Russen in unsere erste Stellung gelangt. Zwei Gegenstöße brachten sie nicht hinaus. Da wurden wir am Morgen eingesetzt. Durchnäßt bis auf die Haut, traten wir zum Sturm an, begrüßt von einem fürchterlichen, zielsicheren Sperrfeuer der Russen. Wir müssen durch! Vorbei geht es am „roten Hause", hinauf auf die freie Wiese und Sprung auf Sprung heran an den Feind! Ein Eisenhagel ergoß sich über uns, und doch ging es vorwärts! Granattrichter um Granattrichter als Deckung nutzend, die Handgranaten fest in der Hand mit fiebernden Augen stürmten . . . er Landwehrmänner die Stellung und warfen die Russen hinaus. Derweil stand unser erster Zug in furchtbarem Artilleriefeuer in der „Friedhofs-Feste". Diesen Punkt hatte sich Rußki besonders auserwählt. Unaufhörlich warf er seine Projektile auf die tapferen Verteidiger. Und als die Russen ihre Menschenmassen gegen die Feste warfen, da hielt trotzdem das Häufchen stand und warf den Feind zurück. Wie sieht die Stellung aus! Keine Schulterwehr ist noch heil, fast alle Unterstände, auch die „bombensicheren", sind in Trümmer. Die Toten stehen auf! 20-Zentimeter-Granaten der Russen störten ihre Ruhe, holten sie aus den Gräbern und streuten ihre Gebeine umher. Ein einziger Trümmerhaufen, eine Stätte des Todes und des Grauens — und dazwischen lebendige Männer, die Pflicht und Ehre aushalten läßt, trotz Not und Tod. Dem Abschnitt sind drei Feldwachen vorgeschoben, starke, befestigte Stellungen, von denen zwei die Russen nahmen. Eine war im Gegenstoß zurückerobert. Am 9. Juli gab man einer beherzten Schar . . . er Handgranaten in die Hand. Nachdem die Artillerie die Russen ordentlich zugedeckt, schlichen wir uns unter Führung eines Offiziers lautlos an die Feldwache heran. Kein Schuß fiel! Schliefen die Russen oder gebrauchten sie eine List? Handgranaten flogen unter lautem Krachen hinein und nichts regte sich. Nur ein Stöhnen hier und da. Die andern sahen keine Sonne wieder. Gegen 200 Russen lagen entsetzlich zugerichtet umher. Die ganze Besatzung hatte unsere Artillerie getötet, und was noch lebte, war der Hölle entflohen. Drei schwerverwundete Russen, darunter einen Offzier, schafften wir zurück; eine stehende Patrouille wacht, daß uns die Russen nicht überraschen, wenn abends Landwehrmänner mit Spaten zu dieser Stätte des Todes ziehen, um sie gleich zu machen. Bald deckt Mutter Erde das hundertfache Leid dieses kleinen Fleckchens auf der Front, und der Kampf um die Entscheidung tobt weiter. Drüben muß es furchtbar aussehen. Vor unserer Front liegen 12 000 bis 14 000 Tote. Wer zählt die Verwundeten! Und immer wieder schickt der Zar neue Massen gegen die deutsche Mauer, die über tote Kameraden steigen müssen, wenn sie unsere Wehr erreichen wollen. Kein Wunder, daß wieder „Ruhe" ist, das heißt die Massenstürme aufgehört haben. Am nächsten Tage zogen wir 24 Stunden auf Feldwache. All das tausendfache Leid der letzten Tage zog durch meine Seele. Ungeheuer ist das Erleben, ungeheuer das Leid und ungeheuer die Kraft dieser Weltrevolution. Stahlhart und innerlich groß, ob sie es fühlen oder nicht, sind die Männer, die dies durchhalten. Bange wird es uns nur, wenn wir an daheim denken, wenn wir zusehen müssen, wie unsere schöne, zukunftsfreudige Partei zerrissen wird von Genossen, die eine Woche Not und Tod, wirklich erlebter Weltkrieg, vielleicht kurieren würde. Das ist nicht glaubensstarker Sozialismus, das ist im kleinen das, was die ganze Welt erschüttert: Bruderkrieg! Und soll doch die Hoffnung sein der Millionen auf der ganzen blutgetränkten Erde!

Vermischtes.

*** Kriegsversprechen.** Nach der Nürnberger Monatsschrift „Christentum und Gegenwart" wird katholischen Kriegern im Felde ein Blatt folgenden Inhalts von ihren Seelsorgern zugeschickt:

„Kriegsversprechen.

Um mir Gottes Schutz und Hilfe in diesen großen Kriegsgefahren durch das beste und wirksamste Mittel zu sichern, verspreche ich ihm ernstlich und fest bei meiner Krieger- und Mannesehre, mein Leben lang wenigstens alle Monate einmal die heiligen Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen.

Dieses schriftliche Versprechen übergebe ich meinem Seelsorger.

Im Felde, am . . . .
Unterschrift: . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier abschneiden und obiges eigenhändig unterzeichnetes Versprechen an den Pfarrer der Heimatsgemeinde schicken! Der Allwissende sieht voraus, ob es auch gehalten wird. Darum es ja ernst machen! Dann ist es das beste Mittel für Gottes Schutz und Beistand in Kriegsgefahren. Von denjenigen, die ich als Seelsorger zu diesem Versprechen bewog, ist auffallenderweise bisher noch keiner gefallen oder schwer verwundet worden, obwohl mehrere davon seit Kriegsbeginn im Felde stehen. Sollte aber einer trotz dieses ernsten, gottgefälligen Versprechens fallen, so ist es auch in diesem Falle ein ausgezeichnetes Mittel für den dann erst recht notwendigen göttlichen Beistand."

Welche Lästerung in dieser scheinbaren Frömmigkeit!

Deutsche Ritterlichkeit. — Dem „Berliner Lokalanzeiger" wird von seinem Kriegsberichterstatter Karl Rosner aus dem Gr. Hauptquartier gedrahtet: Eines verbürgten Vorfalls, der sich auf französischer Seite in den Argonnen abspielte, will ich in diesem Zusammenhang gedenken. Dort liegt ein deutsches Jägerregiment im Graben und eines Morgens sehen sie, der Feind da gegenüber rüstet zum Sturm. Die schweren Feuer schweigen, die Hindernisse vor dem französischen Graben sind weggeräumt, Sturmgassen sind freigemacht. Die Jäger halten sich bereit, die Stürmer zu empfangen. Von drüben kommen Trompetensignale jeden Augenblick kann der Angriff losbrechen. Man weiß, jetzt sammeln sich da drüben die Massen an den Sturmleitern, gleich werden sie aus dem Graben steigen. Aber irgend etwas scheint nicht zu stimmen; ein Zögern — da jetzt! Ein Offizier — und da ist er schon aus dem Graben, hat die Hand am Degen, reißt ihn aus der Scheide — en avant! stürmt vor — drei Schritte — sieht sich um — sieht, daß er allein ist — wirft sich hin, liegt da wie einer, der unter dem Schlag einer entsetzlichen Erkenntnis zusammenbrach und ruft. Aber nicht einer folgt ihm nach. Da steht er langsam auf. Aber kein deutscher Schuß geht los, so tief ergriffen sind die Unsrigen von dem Zusammenbruch des von den eigenen Truppen verlassenen Mannes. Seinen Säbel rafft er auf, geht still, als warte er auf eine erlösende Kugel und salutiert dann langsam mit seinem Degen vor den deutschen Jägern und wankt zurück in seinen Graben, dessen Leute nicht mehr fechten wollen.

Heiteres.

Dilemma. Londoner Meldungen besagen, daß an der Westfront eine Division zusammengestellt werden soll, ganz aus Amerikanern bestehend, die in Kanada angeworben wurden. Das schafft dem deutschen Heere dort eine schlimme Lage — es darf dann natürlich nicht mehr schießen, weil sonst „neutrale amerikanische Bürger" durch deutsche Unmenschlichkeit verletzt werden könnten!

(Jugend.)

Moritz im Schützengraben. Nach einem Gefecht unterhalten sich abends die Soldaten über ihre Erlebnisse. Einer davon sagte: „Aber heute haben die Franzosen wieder miserabel schlecht geschossen!" Moritz meinte aber: „[illegible] mir schießen sie gut genug!"